

Weihnacht

Weihnacht, wunderbares Land,
Wo die grünen Tannen,
Sternenflimmernd rings entbrannt,
Jeden Pilger bannen!

Pilger so und Pilgerin,
Mutter, Mädchen, Knabe,
Halten Rast mit weichem Sinn,
Daß ihr Blick sich labe.

Staunen in den trauten Glanz,
Traumesnachtumfängen,
Himmlich scheint der Lichterkranz
Irdischem Verlangen.

Glücklich kindlicher Gesang
Schwebt um heilige Hügel,
Schwebt die schönere Welt entlang,
Schneeweiß seine Flügel.

Friedevollen Geistes Macht
Sehnt sich, zu verbünder,
Ueber aller Niedertracht
Muß ein Licht sich zünden.

Lebens immergrüner Baum
Trägt der Liebe Krone —
Und ein milder Sternentraum
Küßt die starre Zone.

Karl Benckell

(Wachdrud verboten)

Der begehrlische Hans.

Von Ernst Preczang.

Einige Tage vor Weihnachten hatten Eltern und Kinder beraten, ob die Bescherung am Abend oder am Morgen stattfinden solle. Die Eltern und Kleinlieschen waren für den Morgen gewesen, Fritz für den Abend und Hans für den Abend und Morgen. Zu diesem Vorschlag hatte der Vater gelacht. Die Mutter aber sagte: „Natürlich, Du, Hans! Nein, wenn es nur nach mir ginge, kriegtest Du einen leeren Teller und weiter nichts.“

Hans aber wollte Dinge, die auf keinem Teller Platz haben: „Einen Pony, aber einen richtigen, lebendigen, und einen kleinen richtigen Wagen dazu. Eine Spritze, aber eine richtige, wie die Feuerwehr hat. Eine Maschine, die wirklich geht. Eine Laterne magica, einen Tuschkasten und . . .“

„Ja“, hatte die Mutter ironisch geantwortet, „Du kannst 'ne halbe Stunde so beisitzen.“ Und dann war sie mit einem mißmutigen Kopfschütteln zu ihrem Stuhenteig gegangen, während der Vater seinen Hans nachdenklich betrachtete.

Und nun war es Heiligabend. Die Kinder lagen in ihren Betten und flüsternten miteinander in der Dunkelheit.

„Das habt Ihr nu vom Morgen!“ sagte Fritz grollend. „Nu könntet wir schon dabei sein.“

„Morgen früh, wenn wir aufwachen . . .“, flüsternte Kleinlieschen aus ihrem Halbschlaf heraus.

Und Hans verteidigte sich: „Hab' ich nich gesagt: Abend!“

„Schafstopp!“ Fritz lachte verächtlich. „Abend und Morgen, hast Du gesagt. Zwei Bescherungen! So was gibt's doch gar nich.“ Und drohend nach einer Pause: „Daß Dir bloß nich wieder einfallen, meine Sachen anzufassen, wie vorige Weihnachten, wo Du mir meinen Baukasten gemopst hast, sonst —!“

„Bah!“ Hans lachte noch verächtlicher. „Du kannst mir doch nich tun. Ich bin ja stärker als Du!“

Fritz antwortete nur mit einem Knurren. Gleich darauf schlief er. Lieschen träumte auch schon: von einer großen wunderbaren Puppe, die ihre Augen schloß, wenn man sie hinlegte.

Nur Hans war noch vollständig wach und dachte an all' die Dinge, die er sich wünschte. Mit dem Pony, das wurde nichts, darüber war er sich klar. Aber in seiner Phantasie zeigte sich ein so unerschöpflich reicher Vorrat an anderen begehrenswerten Dingen, daß ihm der Kopf heiß wurde.

Nebenan im Wohnzimmer waren allerlei Geräusche erwacht. Vater und Mutter flüsternten mit einander. Durch die Ritzen der Tür drangen schmale Lichtstreifen herein und tanzten an Decke und Wänden. Es raschelte im Nebenzimmer. Das war der Tannenbaum, dessen Zweige die Möbel streiften. Dann gab es ein geheimnisvolles Klappern, Klängen und Knurren, das kein Ende nehmen wollte und Hans fortwährend zu raten gab.

Er bekam einen glühenden Kopf dabei und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Seine Phantasie arbeitete mit Hochdruck und schuf sich ein ganzes Wunderland. Nur die Tür trennte ihn davon. Wenn man nur einen Blick hineinwerfen könnte, einen einzigen!

Aber da klapperten gerade die Rüsse auf die Teller und der Vater sagte: „Na, nun wären wir wohl fertig?“

„Ja“, antwortete die Mutter.

„Offentlich sind sie alle zufrieden. Man gibt seine paar Groschen ja mit Freuden hin. Wenn aber dann die Kinder schiefe Mäuler ziehen, — nein, das ist widerwärtig.“

Darauf kam ein Senfzer und die Stimme der Mutter. „Zufrieden? Der Fritz, ja. Lieschen auch. Aber der Hans? Ich weiß nicht, was in dem Jungen steckt. Er verdirbt allen die Freude.“

Hans schob das Blut ins Gesicht. „Immer ich,“ dachte er und steckte die Nase unters Deckbett.

Das war gut. Denn der Vater und die Mutter kamen mit der Lampe herein und blickten noch einmal nach ihren Kindern. Dann gingen sie auf der anderen Seite hinaus in ihr Schlafzimmer.

Nun drangen von dort die Lichtstreifen herein und tanzten an der Decke. Aber nicht lange, dann erloschen sie, und es wurde ganz dunkel im Hause. Ganz dunkel und still.

„Jetzt schlafen sie alle,“ dachte Hans, „und ich könnte...“ Er richtete sich halb auf und horchte angestrengt einige Minuten. Nein, nichts rührte sich mehr, nichts. Hans wälzte einen brennenden Gedanken im Kopf umher: Aufzustehen und nachzusehen, was auf und um seinem Teller lag oder ob sie vielleicht wirklich einen leeren Teller für ihn hingestellt hatten. Wenn er dabei ertappt wurde — herrlich, dann hatten sie gleich wieder Grund, über ihn herzugiehen. Aber er wollte ja bloß...

Hans stand schon im Hemde neben seinem Bett, so plötzlich, daß er selber verwundert war. Er horchte noch einmal; dann bewegte er sich der Tür des Wohnzimmers zu. Vorsichtig legte er die Hand auf den Griff und drückte ihn nieder. Es klappte doch ein wenig. Er erschrak. Knarrte da nicht ein Bett im Schlafzimmer der Eltern?

Aber nein... vorwärts!

Tannenduft drang ihm entgegen; er berauschte ihn fast und zog ihn ganz hinein in die Stube; die Schlafzimmertür lehnte er geräuschlos an. Von der Straße her warf eine Laterne einen matten Schimmer in das Dunkel. Hans sah nur ein großes, schwarzes Ungeheum da auf dem Tisch mitten im Zimmer. Hier und da trat ein hellerer Punkt hervor und ganz oben, dicht unter der Decke, blitzte etwas. Das war das Glockengeläut; denn als Hans einen Zweig streifte, gab es zwei leise klingende Töne oben.

Sie erschreckten ihn sehr. Aber seine zitternde Furcht ging unter in der heißen Neugier, die Umgegend seines Geschenktellers zu ergründen. Er trat auf den Zehenspitzen und ganz vorsichtig an den Tisch heran. Wieder war ihm ein Tannenzweig im Wege; wieder gab es oben im Geläut zwei klingende Töne; wieder erschreckten sie ihn.

Seine Hand tastete auf dem Tisch entlang. Aber es gelang ihm nicht, die Gegenstände nach dem Gefühl zu unterscheiden.

Es fiel ihm ein, daß die Zündhölzer am Pfosten der Küchentür in ihrem Behälter staken. Er tastete sich hin, konnte sie aber nicht erreichen. Er schleppte einen Stuhl heran. Das ging ohne einige Zusammenstöße nicht ab. Und gerade, als er ein Zündholz in Brand setzte, glaubte er eine Tür gehen zu hören. Er sah sich schnell um, erblickte nichts, eilte mit dem brennenden Holz an den Baum und zündete eine der unteren Kerzen an.

Aber nun war es womöglich noch unheimlicher als vorher. Nun schwannten die Schatten der Roste drüben tief-schwarz an der Wand, und im Spiegel sah er nur die eine leuchtende Kerze und daneben ein bleiches Jungengesicht mit großen furchtsamen Augen. Es zog ihn an. Als er näher heranging, tauchte ganz hinten in undeutlichen Umrissen das Gesicht des Vaters auf. Der Schreck flog Hans bis in die Knie. Er zitterte und ließ eine Minute vergehen, ehe er sich umwandte.

Nein. Da war kein Vater und niemand. Nur die Küchentür bewegte sich, als ob sie eben jemand angelehnt habe.

Die Furcht stieg ihm bis zum Hals. Aber dann sah er einen Teller und einen Pfefferkuchen. Auf diesem stand in großem deutlichen Zuckerguß: „Hans.“ Das ließ ihn alles

vergeffen. Seine Augen begannen gierig zu leuchten... aha! da war also ein Tischkasten, ein kleiner Spiritusmotor, ein Lesebuch, ein paar Schreibhefte, Stahlfedern, Bleistifte. Hans sah nur die Maschine. Er drehte an dem kleinen Schwungrad, und der Kolben ging auf und nieder. Eine ganze Weile trieb ers so. Dann besichtigte Hans den Tischkasten, machte den Finger naß und schmierte die Farbe auf das weiße Tisch Tuch. Plötzlich aber fiel ihm der Name „Fritz“ in die Augen — und gleich daneben stand eine Laterna magica, ein Laubsägekasten und anderes. Hans mußte das untersuchen. Alles. Eines nach dem anderen wurde betastet; auch das Wachsgeßicht der Puppe, von der Lieschen träumte.

Er schielte bald nach diesem, bald nach jenem und begann, alle Dinge, die ihm gefielen, um seinen Teller herum aufzubauen. Die magische Laterne, der Laubsägekasten — alles gehörte Hans. Er probierte eine Marzipanartoffel und fand, daß dies ein ausgezeichnetes Genuß sei. Deshalb nahm er von allen Tellern eine fort und legte sie unter den Pfefferkuchen mit dem Namen „Hans“. Er suchte sich die schönsten Äpfel aus und trug sie gleichfalls dort zusammen. Er schmaufte, was ihm Ehbares unter die Finger kam.

Dabei sah er sich seinen Aufbau an. Er war viel schöner so als vorher. O, wunderschön war das! Viel schöner, als wenn die andern auch dabei waren und ihren Anteil haben wollten.

Ein kalter Luftzug an den nackten Füßen weckte den Knaben aus seinem Rausch.

Die Küchentür ging auf... ja, nun ging sie wirklich auf... Hans sah es mit erstarrtem Gesicht... und aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt...

„Hans!“

Hans rührte sich nicht... das war ja gar nicht der Vater! Das war... ja, wer?

Eine große Gestalt mit einem lächerlichen Schnurrbart und einem Kinnbart, der bis zum Knie reichte; mit einem Mantel, dessen Futter nach außen gekehrt und über den Hüften mit einem Strick zusammengebunden war. Es sah sehr komisch aus und schmeckte nach einer spaghastischen Komödie. „Du brauchst nicht zu erschrecken,“ sagte die Gestalt.

Erschrocken war Hans doch. Sehr. Aber die Stimme hörte sich so gütig an, und es war weder von einem Stock, noch von einer Rute etwas zu sehen.

„Weißt Du, wer ich bin?“

Hans nickte nur und stand wie angewurzelt auf dem Fleck. Die Gestalt legte ihm eine Hand auf die Schulter: „Du wirst Dich erkälten. Warum bist Du nicht im Bett?“

„Ich — wollte —“, Hans würgte an den Worten und flüsterte: „Bist Du Knecht Ruprecht?“

Die Gestalt nickte: „Ja. Und es tut mir sehr leid, Hans, daß ich mich in Dir geirrt habe. Ich hielt Dich nämlich für einen braven Burschen. Aber das bist Du wohl nicht?“

„Nein,“ flüsterte Hans.

„Warum nicht?“

„Weil ich meinem Bruder und meinem Schwesterlein was weggenommen habe.“

Knecht Ruprecht nickte ernsthaft: „Warum tatest Du das?“

„Ich weiß nicht.“

„Weil Du habgierig bist und alle Freude für Dich allein haben willst. Ein guter Mensch, mein lieber Hans, freut sich viel mehr mit den anderen. Wir müssen Dich bestrafen. Siehst Du das ein?“

„Ja.“

„Gut. Hier habe ich eine Düte voll Marzipanartoffeln und Pfefferkuchen. Du wirst alles auf der Stelle verspeisen.“

„Die ganze Düte voll?“ Hans sagte es sehr erschrocken.

„Ist Dir das nicht lieb?“

„Ich krieger jetzt schon Leibschmerzen,“ wandte Hans ein.

„Und ich habe so wenig gegessen.“

„Was wollen wir also mit der Düte machen?“

„Fritz und Lieschen sollen sie haben.“

Knecht Ruprecht lachte: „Du gönnst ihnen die Leibschmerzen?“

„Nein.“ Hans machte ein ehrliches Gesicht. „Weil ich ihnen fortgenommen habe.“

„Was machen wir aber mit Dir?“

„Ich will alles an Fritz und Lieschen geben. Aber Du darfst nichts dem Vater sagen.“

„Um!“ Knecht besann sich. „Ich weiß nicht, ob das

gut ist. Aber wir wollen es versuchen. Jetzt baue mal die Sachen wieder so auf, wie es sich gehört.“

Hans tat es mit zitternden Fingern, und Ruprecht half ihm dabei:

„So. Nun will ich Dir etwas sagen, lieber Hans. Wenn Du noch einmal so gierig und unverschämt bist — morgen oder irgend sonst einmal —, dann mag ich Dich nicht mehr leiden. Und wenn Du Deinem Schwesterchen und Brüdern morgen die Freude verdirbst, dann kriegst Du zur nächsten Weihnacht nur einen leeren, aber ganz leeren Teller! Und nun geh' zu Bett.“

Hans ging zögernd, wandte sich in der Tür noch einmal um und sagte flehend: „Aber ja nichts dem Vater sagen!“

Ruprecht antwortete nicht, sah ihn nur noch einmal mit großen, ernsten Augen an und strich sich seinen komischen Flachsbart. . . .

Am anderen Morgen gab es einen großen Weihnachtsjubel. Bis Kleinknechtchen sagte: „Aber, Mutter, meine Puppe hat ja eine grüne Nase!“

Die Mutter untersuchte das: „Unbegreiflich. Das ist doch Farbe aus dem Tuschkasten!“ Sie musterte Hans sehr aufmerksam. Der aber sagte nichts, sondern beugte sein rotes Gesicht tief ins Lesebuch. Es war überhaupt merkwürdig, wie still und schüchtern der Junge war — ganz gegen alles Herkommen.

Seine Geschwister merkten es auch. Nur der Vater nicht, der von Hansens Blicken gar nicht losgelassen wurde. Nein, der Vater merkte gar nichts. Lobte ihn sogar wegen seiner Bravheit.

Da konnte Hans es nicht länger aushalten. Die Furcht sah ihm noch immer in der Kehle; er mußte gewaltig schluchzen und die seltsame Geschichte von der vergangenen Nacht erzählen.

Staumend hörte die Mutter, mit weit aufgerissenen Augen hörten die Geschwister ihm zu.

Der Vater aber nickte nur. „Du wirst geträumt haben, Hans. Ich glaube nicht, daß Du Deinen Geschwistern etwas Fortnehmen wolltest. Aber vergiß den Traum nicht!“

Und die Mutter murmelte: „Daher also die grüne Nase.“ —

(Nachdruck verboten.)

Das lebende Pferd.

Eine kleine Geschichte von Stefan Großmann (Wien).

I.

Ein fünfjähriger Junge geht mit seinem älteren Schwesterl spazieren.

Es begegnet ihnen ein gütiger alter Onkel, der immer einen Zylinder und einen schwarzen Gehrock trägt. Daß die Sachen schon ein bißchen abgetragen sind, fällt fünfjährigen Jungen nicht auf.

„Weißt Du, was Du von mir zu Weihnachten kriegst?“ fragt der gute Onkel und beugt sich tief hinunter zu dem kleinen Jungen, „weißt Du's? — — — Ein wirkliches, lebendes Pferd!“

Der Fünfjährige sieht den lieben Onkel, der immer einen Zylinderhut trägt, an, und seine braunen Augen werden doppelt so groß.

Von diesem Tage an verachtet der Bub sein altes Spielzeug, die verbogene Trompete, das langweilige, zerrissene, „unzerreißbare“ Bilderbuch, besonders aber sein elendes, gebrechliches, altes Hutschpferd, dem die Mähne schon herausgerissen, dem ein Bein abgebrochen, der Schweif bis auf ein Haarstümpfchen abgeschnitten und die Glasaugen herausgeschlagen waren. Das Hutschchen macht ihm keinen Spaß mehr. Aber an jedem Morgen bittet er das ältere Schwesterl, ihn in den Prater zu führen. Dorthin, wo die Reiter vorbeisliegen — auf wirklichen Pferden.

So gründlich hat der kleine Junge das Interesse an dem invaliden Hutschpferd verloren, daß er es gar nicht bemerkt, wie plötzlich es knapp vor Weihnachten verschwindet.

Am Weihnachtsabend wird der kleine Bursch ganz fürchterlich, denn das lebendige Pferd — fehlt.

„Ich war beim Pferdemacher,“ tröstet der Onkel im schwarzen Rock, „es ist noch nicht fertig. So wie es fertig ist —“ — dem Bublen traten schon wieder Tränen in die Augen — „bring' ich es hinauf in Eure Wohnung, Schillerstraße 43, dritten Stock, Tür elf.“ Der Bub ist ruhig geworden. Das Schwesterl führt ihn in den Prater. Von Zeit zu Zeit begegnet ihnen der alte Onkel. Er trägt immer Zylinder und langen schwarzen Rock, und das lebendige Pferd ist immer noch nicht fertig.

In den ersten Tagen nach dem Weihnachtsfest ist der Kleine getröstet. Er hat zu Weihnachten ein neues hölzernes Hutschpferd bekommen, ganz ähnlich dem alten, nur ist die lange Mähne nicht herausgerissen, die langen Schweifhaare fallen bis zum Boden und die Glasaugen glänzen.

Aber das dauert nur ein paar Tage.

Zu Neujahr sind Schweif, Mähne, Glasaugen wieder verschwunden. Das neue Pferd ist schon wieder wie das alte, gebrechlich, häßlich, invalid. Unbeachtet liegt es in einer Ecke.

Und was ist's mit dem wirklichen, lebenden Pferd? Es will nicht fertig werden! Einmal sagt der sechsjährige Junge zu dem guten Onkel ganz betrübt: „Okel, Du hast gar kein wirkliches Pferd?“ Der Onkel hebt ihn in die Höhe, küßt ihn und sagt: „Es wird schon kommen.“ Aber es vergeht ein Jahr nach dem anderen, das lebende Pferd kommt nicht. Dagegen kriegt der Junge jedes Jahr ein hölzernes Pferd.

Er wird acht Jahre alt und bemerkt zum erstenmal, daß das alte Holzpferd vor Weihnachten verschwindet und — trotz des neuen Aufpuges! — erkennt er das neue am Weihnachtsabend als das alte. In diesem Weihnachtsabend ist er unbedingt zu ernst. Der Onkel im schwarzen Rock sagt scherzhaft zur Mutter: „Daran ist mein lebendes Pferd schuld“ und die Mutter nimmt den Jungen ins Nebenzimmer, sagt ihm, daß er doch schon ein großer, gescheiter Bub' sei, der sich nicht mehr foppen läßt. „Siehst Du denn nicht, daß der Onkel immer denselben alten Zylinder und den alten schwarzen Rock trägt? Er möchte Dir ja so gern ein lebendiges Pferd schenken, aber er kann ja nicht, es geht ihm zu schlecht.“

Von diesem Tage an wird der Junge vernünftig. Er bittet nicht mehr, er troht nicht mehr, er nimmt sich nur vor, so schnell als möglich groß zu werden und sich dann selbst ein lebendes Pferd anzuschaffen, um dann zu reiten, zu reiten, zu reiten. . . .

II.

Der kleine Junge ist ein großer Mann geworden. Ein Pferd wünscht er sich nicht mehr. Ach, er trägt selbst einen abgetragenen Rock und nicht einmal einen Zylinder. Bis spät in die Nacht hinein hat er zu schuften, und der Ertrag reicht bloß für Einen. Er ist allein. Einmal hätte er gern mit Einer geteilt, aber die Hälfte war ihr zu klein. Doch zu Weihnachten sendet sie ihm „zur ewigen Erinnerung an einen bestimmten Frühlingstag“ ein feines Gedichtbüchlein. Die Gabe wirkt ein kleines Licht in sein dunkles Herz. Nach Monaten entschließt er sich, seinen Brothern um jene Zulage zu bitten, die es ihm möglich macht, den Traum eines Frühlingstages zu verwirklichen. Der Chef sieht ihn ziemlich verständnislos an: „Bedauere sehr, aber . . .“ Doch zu Weihnachten erhält er in Anerkennung gewissenhafter Dienstleistung ein Drittel seines Gehaltes als einmaliges Geschenk.

Dafür ersucht der Chef alle Herren aus dem Bureau, morgen an dem Festgottesdienst teilzunehmen. Wie er dort das Wort „Liebe“ mit vor Rührung gequetschter Stimme predigen hört, da muß er plötzlich an sein altes, invalides, hölzernes Hutschpferd denken, das auch das ganze Jahr unbeachtet in der Ecke gelegen und nur alljährlich im Dezember frisch herausgeputzt wurde, so daß es ein paar Tage aussah wie neu. In einigen Tagen waren Mähne und Schweif ausgerissen, Beine abgebrochen und die Glasaugen herausgehauen. . . .

Und er erinnert sich, wie namenlos er sich nach einem wirklichen, lebendigen Pferd gesehnt hat.

Und während der Prediger die alte, für ein paar Tage liebevoll aufgeputzte Predigt hält, denkt er an seinen letzten Kinderentschluß, zu wachsen, zu warten, stark zu werden und sich dann selbst das Pferd anzuschaffen, um über die Welt zu reiten.

(Nachdruck verboten.)

Die Mistel.

Von Eduard Dypel.

Wie bei uns zu Weihnachten der „Lammenbaum“, so spielt in England und Amerika bei der Feier des Julfestes die Mistel eine große Rolle. In Frankreich hört man noch heutzutage den Neujahrsglückwunsch: A gui l'an nouf! (So gui die Mistel), und in Paris werden um die Jahreswende zehntausende von Misteln auf den Markt gebracht. In allen diesen Fällen handelt es sich um ein Heberbleisjel aus dem alten keltischen Mistelkult, wie sich ja auch in

vielen Orten die Bergfeuer der alten Germanen am Julfest, der Frühlingsfeier und der Sommer Sonnenwende noch heute erhalten haben, obwohl die heidnischen Festtage längst mit dem Weihnachts-, Ostern- und Johannisfest vertauscht worden sind.

Es ist nicht verwunderlich, daß gerade die Mistel seit uralter Zeit von Mythen und Legenden umspinnen ist. Ein Gewächs von so seltsamer Natur mußte auf die Phantasie der Völker tiefen Eindruck machen. Im Spätherbst sehen wir auf allerlei entlaubten Bäumen, besonders auf Schwarzpappeln und Apfelbäumen, aber auch auf Weiden, Weißdorn und Ahorn, ja selbst auf Tannen und Kiefern die ellenhohen Mistelbüsche, die „gleich kolossalen Vogelneestern oft zu hunderten auf den Ästen feststehen“ und durch ihre immergrüne Belaubung weithin auffallen. Die ältesten Naturforscher haben sich mit dem Sonderling im Pflanzenreiche beschäftigt. Schon Theophrast fand es wunderbar, daß die Mistel nicht, wie andere Gewächse, aus dem Erdboden, sondern aus einem fremden Baumaße herauswachse, wie ein Pflanzreis aus dem Wildlinge. Aber der scharfsinnige Beobachter kamte auch schon die Ursache: Wildtauben und Drosseln verzehren die weichen, weithinleuchtenden Beeren; die Samen aber streichen die Vögel ab auf dem Aste auf dem sie sitzen. Der klebt sich mit seiner schleimigen Hülle fest und keimt. Das Würzelchen krümmt sich um den Ast und breitet sich in eine Haftscheibe aus. Witten aus dieser Haftscheibe wächst ein spitzes Saugwärtchen, das — die harte Rinde durchbohrend — in die weiche Innenschicht des Astes vordringt. Und nun zweigen sich von der Saugwarze lange grüne Wurzelstränge ab, die parallel laufen und wieder saugende Senker in die jüngsten Holzschichten gleich eingeschlagenen Nägeln eintr.iben. So wird, sagt Prof. Cohn, der Parasit gleichzeitig durch die Rindenzwischen ab, den Bildungssäften des Baumes und durch die Senker mit dem Wasserstrom im Holzkörper versorgt; was Wunder, daß er, mühelos ernährt, alljährlich ein neues Stockwerk von Gabelästen aufsetzt und auch aus den Rindenzwischen zahlreiche Laubprosse erzeugt, die — nach außen durchbrechend — mit der Zeit zu neuen Büschen heranwachsen!

Die äußere Form der Mistel wird durch die regelstrenge gabelige Verzästelung bedingt. Obgleich das ganze Gewächs in seinen einzelnen Teilen recht brüchig ist, übersteht es doch selbst in belaubtem Zustande die heftigen Winterstürme, die durch das lahle Gezwänge fegen. Die lanzettförmigen Blätter sind am Grunde etwas gedreht, so daß die einzelnen Teile des Blattes eine verschiedene Richtung einnehmen. Dadurch wird der Luftstrom in eine Reihe einzelner Ströme zerlegt, von denen nur die senkrecht aufstreichenden eine merkliche Wirkung ausüben können. Gefährlicher als die Stürme wird der Pflanze der winterliche Wassermangel. Als echte Schmarogerpflanze vermag sie das Wasser nur dem Baume zu entnehmen, auf dessen Geäste sie sich festgesaugt hat; dieser aber kann im Winter aus dem kalten oder gar gefrorenen Boden kein Wasser oder doch nur äußerst wenig aufnehmen. Hier kommt der Zellenbau der Mistel zur Hilfe. Die Oberhautzellen sind gegen Verbrennung, also gegen die Abgabe des in den inneren Organen, besonders in den Blättern festgehaltenen Wasservorrates trefflich geschützt. Auf der ersten Stufe der Entwicklung, schreibt Kerner, sind die Wände der Hauptzellen vorwiegend aus Zellstoff (Zellulose) gebildet und nach allen Seiten hin gleichmäßig hart und dünn. Als bald aber verdickt sich jene Wand, die nach außen zu an die Luft angrenzt, und gliedert sich in eine innere und eine äußere Schicht. Die innere behält noch die ursprünglichen Eigenschaften; die äußere aber, die Kutikula, erfährt eine wichtige Veränderung. Der Zellstoff wird umgewandelt und ersetzt durch ein Gemenge von Stearin und dem Glycerid einer Fettsäure, also durch ein talgartiges Fett, das man Storkstoff (Kutin, Suberin) genannt hat. Infolge dieser Metamorphose verliert die Zellwand mehr und mehr die Fähigkeit, Flüssigkeiten durchzulassen, und wenn sie eine bedeutende Dicke erreicht hat, kann sie schließlich für Wasser und Wasserdampf nahezu undurchlässig werden! ... Ein zweites aber kommt hinzu: die Beschaffenheit des Zellinhalts. Es ist bekannt, daß ebenso wie Salze auch gähe, gummiartige und harzige Säfte das Wasser mit großer Energie festhalten. Man denke nur an die Klebrige, wasserreiche Masse der zerquetschten Mistelbeeren, die man zur Vereitlung des Vogelkeimes benutzt; monatelang kann man die Masse der Luft aussetzen, ohne daß sie ganz austrocknet! Ganz ähnliche Schutzmittel gegen Wasserverlust haben bekanntlich die lederartigen Blätter der Fleus, des Lorbeers und Oleanders, ferner die Dickblätter und Stäbchen, die Nopalgewächse.

Die Verbreitung der Mistel ist erlaunlich, da sie sowohl auf Laub- wie auf Nadelbäumen gedeiht. Freilich befallt sie am liebsten solche Bäume, deren Rinde leicht zu durchbrechen ist, weich und saftreich und mit einem möglichst dünnen, zarten Korkgewebe bescheidet ist. Daher ist ihr Lieblingsbaum die Schwarzpappel, die jene Bedingungen am ehesten erfüllt. Doch sind auch Apfelbäume und Weißtannen und andere Pappeln günstige „Wirt“ für sie. An der Ostsee-küste und in den Auegehölzern entlang der Donau bei Wien trifft man auf Schwarzpappeln Mistelbüsche von 4 Meter Umfang und einen halben Dezimeter Durchmesser im Stamme, so daß in ihren dichten Gabelzweigen zahlreiche Vögel nisten. Im Schwarzwald, wo die Edelkastanien überwiegen, sind diese, im Rheingebiet die Apfelbäume wieder besonders stark befallen. Anderwärts, wo diese Baumarten fehlen, nahmen die Misteln auch mit anderen Gehölzen vorlieb. So findet man sie in

den Niederungen der Mark und in den Heidewäldern auf der gewöhnlichen Kiefer, in Schwarzkiefergebieten auf der Schwarzföhre. Als seltene Ausnahmefälle können ihre Ansiedelungen auf Linden, Baumzibäumen, Ulmen, Robinien, Eschen, Birn- und Zweifelhäbäumen, Weißdorn-, Mispel- und Mandelbäumen gelten. Ausnahmeweise fand man Misteln auf Weinstöcken und sehr selten auf Eichen; in der Gegend von Verona wurde gar ein Fall festgestellt, wo sie auf einer ihrer Verwandten, einer Loranthacee, die selbst Schmarogerpflanze ist, ihr Parasitenleben führte. Birken, Eichen und Platanen verschont sie dank dem Rindenzwischenbau dieser Bäume.

Der Same der Mistel bedarf der Ausreise. Alsbaum kann man ihn auf allen möglichen Untergründen selbst auf trockenem Holze und sogar auf Steinen zum Keimen bringen. Die hervortretenden Würzelchen stellen aber auf so ungünstigem Boden bald ihr Wachstum ein. (Wiedner.) In totes Holz bringen die „Senker“ nicht ein. Sie gehen nur in die jüngsten Holzschichten und wachsen sehr langsam. Sie sind also so alt wie die Holzschichten, in denen sie liegen. Da man nun im Weißtannenhölze Senker der Mistel von zehn Zentimeter Länge gefunden hat, die von vierzig Jahresringen des Stammholzes umwallt waren, so kann man daraus schließen, daß die Mistel vierzig Jahre alt werden kann.

Schon der alte Plinius wußte, daß die Mistel ihren Wirtspflanzen schade. Sie entzieht dem Baume, den sie befallen hat, nicht nur Wasser, sondern auch Nährstoffe, die sich andere Pflanzen aus dem Erdboden saugen müssen. Da sie jedoch Blattgrün (Chlorophyll) besitzt, ist sie insofern, mit dem aufgenommenen Wasser, den in ihm gelösten Salzen und der Kohlenäure der Luft alle die Stoffe zu bereiten, deren sie zum Aufbau ihres Körpers braucht. Ob sie dem Baume auch fertige Nahrung entzieht oder nicht, ist auch heute noch unbekannt (Schmeil). Aber — man gestatte die kleine Absehwefung! — die Mistel auf der Schwarzpappel regt uns zu einer interessanten Betrachtung über die großen Ernährungsbeziehungen im Reiche der Natur an und vertieft unseren Einblick in die Genossenschaften zwischen Tier und Pflanze wie zwischen Pflanze und Pflanze! Einmal sind die Saugwurzeln der Schwarzpappel von einem dichten Pilzmhyzel überzogen, so daß dieser Baum ein Ernährungsgenosse jenes Pilzes ist, wie der Botaniker sagt. Wo das Myzel die Wurzeln freiläßt, haftet die bleiche Schuppentwurz, ein arger Schmaroger und Baumverderber, ihre Saugwarzen an und entnimmt diesen Wurzeln die durch Vermittlung des Myzels aus der Erde gesaugten Säfte. In den Blattohöhlen der Schuppentwurz aber werden die winzigen Erdbewohner, die da willkommenen Schutz zu finden hoffen, von vorher unsichtbaren Plasmasäden, wie von starken Fangarmen eines Polypen, ergriffen, getötet und verzehrt! An den Ästen des Baumes wird die Mistel von der Misteldrossel angefedelt. Die Drossel nimmt die weichen Beeren als Nahrung und erweist der Pflanze dafür den Dienst, sie auf andere Bäume zu verschleppen. Die Mistel saugt aus dem Geäste ihre Nahrung, aber auch sie ist wieder mit Flechten besetzt, und diese Flechten sind eine Ernährungs-genossenschaft zwischen Pilzen und Algen! Doch nicht genug damit: im Pappelholze bereitet sich wieder das Myzel gewisser Stutzpilze aus und die Laubblätter sind von kleinen orangefarbenen Pilzen besetzt. Zudem leben an der Pappel nicht weniger als drei Gallenerzeuger, die wieder Käfern und Schmetterlingen zur Nahrung dienen. An der alten Vorker finden wir regelrecht gewisse Moie, Flechten und Lebermoose, die wieder mit sonderlichen Käbertierchen in Symbiose leben. Die Zahl der verschiedenen Pflanzen und Tiere, die von, auf, in und mit einem Pappelbaume leben, beträgt nach Kerner nahezu ein halbes Hundert!

Jetzt, zur Weihnachtszeit, rückt die Mistel allgemein wieder in den Vordergrund des Interesses. Es ist eingangs angedeutet worden, daß sie in anderen Ländern eine wichtige Rolle spielt. In England gilt sie als Symbol des wiedererwachenden Lebens. Bei den Alten wurde, wie ebenfalls erwähnt, ein ganz besonderer Kult mit ihr getrieben; besonders wenn sie, wie das in den Urwäldern Galliens voran, einmal in der Krone der geheiligten Eiche wuchs. Die gallischen Priester, die Druiden, berichteten, wie uns Plinius überliefert, ihren Gottesdienst stets in heiligen Eichenforsten und bekränzt mit Eichenlaub. Darum betrachteten sie die Eichenmistel als ein ganz besonders köstliches Geschenk des Himmels, das alles Uebel zu heilen vermöge und das nur unter großen Feierlichkeiten in Empfang genommen werden dürfe. So führten sie denn am Anfange eines neuen Jahres zwei weiße Stiere, die noch nie ein Joch getragen hatten, unter den geweihten Baum, ein Druiden in weissem Gewande bestieg den Baum und schnitt mit goldner Sichel die Eichenmistel ab, die auf einem weißen Tuche aufgefangen wurde. Darauf wurden die Stiere als Opfer geschlachtet und Dankgebete gesprochen, auf daß die heilige Gabe dem Volke zum Segen und zum Heile gereiche! So groß ist — endet Plinius seinen Bericht — die Frömmigkeit der Völker in sribolen Dingen! In Bellinis Oper „Norma“ wird das feierliche Abschneiden der Eichenmistel durch eine gallische Priesterin auf der Bühne dargestellt.

Wie in Paris so wird auch in deutschen Großstädten, zumal in Berlin, die Mistel zu Weihnachten und Neujahr auf den Markt gebracht. Sie bildet einen jungfrischen Zimmerschmuck und erhält sich wochenlang unverändert grün, wozu sie durch ganz besondere Einrichtungen ja befähigt ist.